

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 4

Artikel: Was ist Ruhm? : Zum Abschluss des Gotthelf-Jahres
Autor: Muschg, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZUM ABSCHLUSS DES GOTTHELF-JAHRES

Von Walter Muschg

DIE Namen großer Menschen leuchten über den Völkern wie Sternbilder, pflegt man zu sagen. Sie scheinen der Vergänglichkeit alles Irdischen entrückt und genießen eine beinahe religiöse Verehrung. Am hellsten leuchten in unserm bürgerlichen Zeitalter die Namen der Dichter und Künstler. Wie hoch sie im Kurs stehen, erkannte man, als nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches in Deutschland ein Stück Handschrift Goethes oder ein von der Hand Beethovens beschriebenes Blatt eine Zeitlang als die einzig sichern Wertpapiere galten. Damals begannen ja auch die Staaten ihre großen Gemäldesammlungen zum Zweck der politischen Propaganda auf Reisen zu schicken.

In diesem Kult der «Klassiker» gibt es aber seltsame Widersprüche. Nur einer kleinen Zahl von Namen wird eine solche Glorie zuteil, und die «Unsterblichkeit», die man ihnen nachrühmt, reicht zeitlich und räumlich viel weni-

ger weit, als man gewöhnlich vermutet. Dazu müssen sie sich oft eine grausame Vereinfachung ihres Werkes und ihrer Person gefallen lassen, um allgemein anerkannt zu sein. Homer wird zum sagenhaften «blinden Sänger», Dante zum «Seher der italienischen Einheit», Goethe zum «Dichter des Faust». Diese Klischees gelten nicht nur für die breite Masse, sondern feiner abgewandelt auch für die Gebildeten und die Gelehrten.

Jede Zeit steht unter der Herrschaft solcher vereinfachender Vorurteile, und aus diesem Grund ist die Unsterblichkeit der meisten Berühmten eine Illusion. Denn im Lauf der Zeiten werden diese Vorurteile doch allmählich durchschaut, die Kritik zerstört sie und stellt neue Maßstäbe auf, denen viele bisherige Größen zum Opfer fallen.

Die Sternbilder am Himmel des Ruhms verändern sich bei genauerer Betrachtung ebenso unabsehbar wie die am nächtlichen Firma-

ment. Nicht Ruhe, sondern ewige Bewegung regiert auch hier.

Gotthelfs Ruhm stammt aus Norddeutschland

Jeremias Gotthelf, der vergangenes Jahr gefeiert wurde, ist ein gutes Beispiel dafür. Unter Berufung auf seine unbestrittene Größe wurde das Jahr 1954 als «Gotthelf-Jahr» proklamiert, weil vorauszusehen war, daß der hundertste Todestag dieses großen Dichters im ganzen deutschen Sprachgebiet, vor allem aber in der Schweiz und natürlich besonders im Kanton Bern und in dessen Hauptstadt festlich begangen werde. Er wurde auch wirklich gefeiert; aber es zeigten sich allerlei Nebenerscheinungen, die dem aufmerksamen Beobachter verrieten, daß sich die Urheber des schönen Schlagwortes doch in manchem Punkt verrechnet hatten.

Die meisten Schweizer werden es heute unbegreiflich finden, daß Gotthelfs großer Ruhm nicht in unserm Land, sondern in Norddeutschland entstanden sein soll. Und doch ist es Tatsache, daß seine Werke mit ihrem starken bern-deutschen Einschlag schon sehr früh in den Hamburger Bürgerhäusern, auf den Bücherbrettern der Mecklenburger Bauernstuben, in den Berliner Leihbibliotheken einen Ehrenplatz einnahmen. Er hat in Norddeutschland noch heute eine große Leserschaft, wie ja umgekehrt der plattdeutsche Fritz Reuter früher bei uns viel gelesen wurde.

Ja, aber dort oben konnte man ihn doch gar nicht verstehen, wird man einwenden, nicht nur in seinen feinem Nuancen, sondern in seinem ganzen Vokabular. Das ist mehr falsch als wahr, weil es bei einem Dichter eben nicht nur auf das Buchstabenverständnis ankommt. Gotthelf schrieb mehrere seiner Werke «für das deutsche Volk» ins Schriftdeutsche um (sie ins Berndeutsche zu übersetzen, wäre ihm nicht im Traum eingefallen); er stellte sich ganz auf das deutsche Publikum ein, woraus ihm mancher noch immer einen Strick drehen möchte, indem er es mit Geldgier erklärt. In Wahrheit sah er sich im Ausland einfach besser verstanden und behandelt. Er wußte, warum er schrieb, in der Vehfreude sei der Lehm «sozusagen das herrschende Mineral». Ohne die Anerkennung im Ausland wäre sein Name bei uns, und besonders in Bern, vermutlich nie über die Niederungen des Parteienzanks emporgestiegen.

Noch heute lieben ihn die Berner auf ihre eigene Art, wenn sie ihn überhaupt lieben. Im Emmental war er um 1900 so unbekannt, daß eine Zeitung dort «Uli, den Knecht» unter falschem Namen abdrucken konnte, ohne daß jemand daran Anstoß nahm. Als dagegen die Deutsche Bücherei in Leipzig, das große Zentralinstitut des deutschen Buchhandels, um 1930 unter deutschen Leihbibliotheken eine Umfrage nach den meistverlangten Autoren durchführte, befand sich Gotthelf nahe an der Spitze.

Man sieht daraus, daß es auf diesem Feld mit dem Patriotismus allein nicht getan ist. Je näher an einem Berg man wohnt, desto schlechter kann man erkennen, wie hoch er aufragt; erst aus einem gewissen Abstand sieht man seine wahre Gestalt und Größe.

Balzli ist nicht Gotthelf

Gotthelf ist wahrhaft volkstümlich wie ganz wenige Dichter deutscher Zunge, wie vielleicht nur noch Johann Peter Hebel und die Märchen der Brüder Grimm. In den Jahrzehnten, während deren ich mich mit ihm beschäftige, habe ich ergreifende Beispiele seiner Verwurzelung im einfachen Volk kennen gelernt: eine Dienstmagd, die sich die große kritische Gesamtausgabe von ihrem Lohn zusammensparte, einen alten Mann, der sich auf dem Sterbebett, nach einem letzten Wunsch gefragt, noch einmal seine Lieblingsgeschichte von Gotthelf vorlesen ließ. So lebt Gotthelf seit hundert Jahren fort, unterirdisch und unkontrollierbar. Das ist echter Ruhm. Aber ebenso tief und unkontrollierbar lebt er auch in den Kreisen der Gebildeten, bei Männern und Frauen, bei Reichen und Armen. Erst das macht ihn wahrhaft volkstümlich, das ist sein ganz besonderer Ruhm.

Es war also sicher eine falsche Überlegung, als der Berner Mundartdichter Ernst Balzli daran ging, Gotthelf für das Berner Radio zu bearbeiten, indem er ihn vor allem in ein möglichst urchiges und authentisches Berndeutsch umschrieb. Die Sprache seiner Bücher ist ein ganz einziges Gemisch von Schriftsprache und Mundart, im wesentlichen aber schriftdeutsch. Die Gestalten Gotthelfs wurden von Balzli derart verwässert, die Handlung seiner Werke derart verdünnt und verändert, daß man den Text nicht mehr als Gotthelf bezeichnen konnte. Der ungeheure Erfolg, den dieser verhandelte Gotthelf bei den Radiohörern hatte,

bewies jedem Kenner des Dichters, daß er weitesten Kreisen unseres Volkes heute ein Unbekannter ist. Außerdem zeigte sich bei dieser Gelegenheit, welche Kraft ihm noch in einer solchen Verwässerung innewohnt. Als ich in den «Basler Nachrichten» gegen diesen Mißbrauch protestierte, erhielt ich, abgesehen von einer telefonischen Anrempelung, aus der ganzen Schweiz, auch aus dem Bernbiet, ausnahmslos zustimmende und dankende Briefe. Ein Nachdruck des Artikels in einer Luzerner Zeitung, die offenbar im innerschweizerischen und bernischen Kleinbürgertum verbreitet ist, rief dagegen vorwiegend heftigen Widerspruch, oft in beschimpfender Form, hervor. Es war rührend, wie diese zornige Volksseele sich für ihren entstellten Gotthelf wehrte. Was würden die Leute erst sagen, wenn sie den echten Gotthelf kennenlernten! Am deprimierendsten waren die Argumente, die von angeblich Sachverständigen vorgebracht wurden, etwa das oft zu hörende, Gotthelf hätte sich sicher auch des Mikrophons bedient, wenn er es gekannt hätte. O heilige Einfalt! Das ist allerdings zu vermuten; aber noch sicherer ist, daß er es nur einmal getan hätte, weil ihm das Wort spätestens am Schluß der ersten Sendung entzogen worden wäre.

Den Vogel schoß jener Hörer ab, der schrieb: «Allen jenen aber, denen diese Sendungen ein Born rastlosen Ärgers sind, rate ich an, das Radio jeweils abzustellen und Gotthelfs Bücher hervorzuholen. Uns, dem Volk, dürft Ihr unsern Ernst Balzli nicht nehmen!» Besser könnte man die Einstellung dieser Ahnungslosen nicht umschreiben. Sie wollen gar nicht Gotthelf hören, sondern Balzli. Ich habe mit manchem von ihnen gesprochen und immer festgestellt, daß er Gotthelf nur durch den Lautsprecher kannte, was die Ehrlichen auch ohne weiteres zugaben. Wird es gelingen, die Hunderttausende zum Lesen seiner Werke zu bringen? Ich glaube es nicht, nur von einer Minderheit ist es zu erwarten. Hier wird die Grenze sichtbar, die aller Volkstümlichkeit gesteckt ist.

Für das ernsthafte Verständnis eines Dichters ist auch die Grenze seines Sprachgebiets immer noch ein schwer zu überwindendes Hindernis, obschon die Welt angeblich so klein geworden ist. Wir haben es zwar erlebt, wie sich die Welle der Bewunderung für Rilke oder für Kafka in kurzer Zeit durch die Erdteile fortpflanzte. Das waren aber ausgespro-

chene literarische Moden, Entladungen einer «in der Luft» liegenden Stimmung, die sich einer geeigneten Dichtergestalt gleichsam bemächtigte.

Das Gotthelf-Jahr hat gezeigt, daß sogar die Grenze zwischen Deutsch und Welsch in der Schweiz nur selten überstiegen wird. Am Vorabend der diesjährigen Generalversammlung des Schweizerischen Schriftstellervereins, die zu Ehren Gotthelfs in Lützelflüh stattfand, veröffentlichte der Walliser Dichter Maurice Zermatten in der «Gazette de Lausanne» einen Aufsatz, in dem er gegen den üblich gewordenen Vergleich Gotthelfs mit Ramuz Verwahrung einlegte, weil man nach seiner Meinung mit dieser Parallele Ramuz zu nahe trete. Die Gründe, mit denen Zermatten Gotthelfs geringern Rang zu beweisen versuchte, verrieten eine vollkommene Ignoranz. Auch er hat ihn offenbar durch das Radio kennengelernt. Doch was will man gegen ein solches Pamphlet sagen, wenn keine Feuilletonredaktion der deutschen Schweiz Balzlis Bearbeitungen kritisierte?

Ruhm und Politik

Es gibt auch politische Gründe des Ruhms. Mancher große Dichter ist aus politischen Gründen vergöttert worden oder umgekehrt spät oder nie zu den höchsten Ehren gelangt. Für uns Schweizer ist Schiller ein großes Beispiel dafür. Sein Ruhm kulminierte in der Biedermeierzeit, als ihn das um seine Unabhängigkeit kämpfende, national gesinnte Bürgertum als Herold der Freiheit auf den Schild erhob. Die Schweiz spielte dabei eine maßgebende Rolle. Damals wurde der «Wilhelm Tell» bei uns zum Nationaldrama und sein Verfasser zum Nationalheros, der — als einziger — ein Denkmal beim Rütli erhielt. Man lese Gottfried Kellers Gedicht «Das große Schiller-Fest» von 1859, in dem zwei arme Weiber beim Holzsammeln von den windverwehten Klängen des Liedes an die Freude ergriffen werden, um die Höhe jener Schiller-Begeisterung zu spüren.

Der Vierwaldstättersee, der Schauplatz des «Tells», erlebte seinen Aufschwung zum klassischen Mittelpunkt der Fremdenindustrie, den bis zum heutigen Tag die Landsleute Schillers bevorzugen (die Franzosen und Engländer folgen immer noch der Stimme Rousseaus und Lord Byrons an den Genfersee). Schiller aber mußte es büßen, daß man ihn einmal so über-

schwenglich als den größten deutschen Dichter gepriesen hatte. Für das Volk blieb er zwar der «Sänger Tells», nicht weniger und nicht mehr. Für die Gebildeten aber war er so schwer mit dem Pathos des neunzehnten Jahrhunderts belastet, daß seinem Aufstieg ein ebenso unerhörter Niedergang folgte. Er wurde von Goethe überschattet und befindet sich seither in einem Tiefpunkt der Geltung, manche haben ihm sogar den Namen eines Dichters abgesprochen.

Ein ähnlicher Vorgang spielte sich, in kleinerem Maßstab, an Gottfried Keller ab. Weil er einst als «lyrischer Trommler des Zürcher Freisinns» debütierte und sein Leben lang tätig mit der Sache des demokratischen Bürgertums verbunden blieb, wurde er gleichsam zum Hausklassiker des bürgerlichen Zürichs. Das war viel und doch zu wenig für sein Genie. Es erwies sich später auch als verhängnisvoll, weil es die Nicht-Zürcher und die Nicht-Freisinnigen unter seinen Lesern zur Kritik herausforderte. Es dauerte lange, bis man erkannte, daß der wahre Keller — wie der wahre Gottlieb — nicht in seiner Gebundenheit an Zeit und Ort zu finden ist. Der unvergängliche Keller spricht aus den Frühwerken des noch tief Gefährdeten, die man erst heute richtig zu lesen beginnt.

Noch bezeichnender spielt die Politik in den Ruhm Carl Spittlers hinein. Seit seiner Kriegepredigt «Unser Schweizer Standpunkt» von 1914, die eine Tat war und ihn auf lange hinaus sein deutsches Publikum kostete, ist er bei uns eine nationale Figur. Das kam nach seinem Tod auch darin zum Ausdruck, daß sein Nachlaß der Eidgenossenschaft geschenkt wurde, was für diese wieder die Ehrenpflicht nach sich zog, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu patronisieren. Er ist auf diese Weise rechtmäßig zu der staatsoffiziellen Stellung gelangt, die Schiller dank der Popularität des «Tells» zufiel.

Bekannt und doch nicht anerkannt

Wie steht es nun aber mit Spittlers Popularität? Man sagt kaum zuviel, wenn man feststellt, daß er nur in der älteren Generation eine kleine Schar Bewunderer besitzt, von der heutigen Jugend aber kaum gelesen wird. Es ist auch keine Übertreibung, wenn man hinzufügt, daß dieser staatsoffizielle Nimbus etwas Paradoxes an sich hat. Der Dichter des «Olympi-

schen Frühlings» ist ja ein unversöhnlicher Verächter des Volkes. Er selbst hat für sein Verhältnis zur schweizerischen Umwelt das Wort von «Tasso unter den Demokraten» geprägt.

Das aristokratische Wesen hat dagegen Conrad Ferdinand Meyer unverkennbar geschadet. Er hielt nie eine vaterländische Rede, ja verschmähte es sogar, seine paar patriotischen Gelegenheitsstrophen in seine Gedichtsammlung aufzunehmen. Noch immer fehlt eine kritische Ausgabe seiner Werke, obschon sie ungewöhnlich aufschlußreich wäre. Seitdem der Geschmack an seinen Balladen und Novellen im Renaissancekostüm geschwunden ist, steht er vernachlässigt im Schatten. Die Entdeckung seiner wahren Leistung steht noch bevor.

Noch weiter abseits von öffentlicher Anerkennung haust Heinrich Leuthold. Er besitzt zwar seit langem seine schön ausgestattete kritische Gesamtausgabe und findet gelegentlich immer wieder einen liebevollen Betreuer; aber die Schar seiner Bewunderer scheint er verloren zu haben. Wären wir ein musikalisches Volk, so genügte allein sein Trinklied «Greift zum Becher und laßt das Schelten», um ihm die Liebe wenigstens der Jugend zu erhalten. Da wir aber so ziemlich das Gegenteil sind, kommt man nicht um den Verdacht herum, die totale Vergessenheit des unglücklichen Zürcher Poeten, dem Wein und Weiber zum Verhängnis wurden, habe nicht nur künstlerische, sondern auch moralische Gründe, gegen die auch er kein patriotisches Verdienst in die Waagschale zu legen hat. Wenn einer im Irrenhaus stirbt oder sonst ein Ende mit Schrecken nimmt, dauert es gewöhnlich lange, bis sich die Welt von dem Schock erholt, den er ihr zugemutet hat.

Wenn aber ein Hölderlin, ein Kleist oder Nietzsche einmal hundert Jahre tot ist, ändert sich die Sachlage. Dann sind auch solche Außenseiter durch die Zeit so weit neutralisiert, daß ihr Bild im nationalen Ruhmestempel aufgestellt werden kann, ohne Ärgernis zu erregen. Ihr Name hat sich jetzt weitgehend von ihrer Person gelöst und führt ein abstraktes Eigenleben, er ist zum Idol geworden. Die Leistungen, auf denen das Ansehen Albrecht von Hallers und Salomon Geßners oder gar Niklaus Manuels und Heinrich Wittenweilers beruht, braucht kein Gebildeter zu kennen; nur ihre Namen muß er wissen, weil sie bei bestimmten Gelegenheiten zur Schau gestellt werden. Diese Namen sind Bestandteile des geistigen Kapitals, auf dem nach heutiger Auffassung die

Geltung einer Nation beruht. Es ist jetzt Sitte geworden, dieses Kapital möglichst oft vor den Augen der Welt auszubreiten und ihr zu zeigen, wie groß ein großes Volk ist und wie groß auch ein kleines sein kann. Wir sind auch in der Schweiz gegenüber dieser «Kulturpropaganda» nicht unangelehrt geblieben.

Die großen Namen, die bei solchen Gelegenheiten glänzen, sind reine Idole oder Embleme. Sie weisen nicht in erster Linie auf ihren Träger hin, sondern oft genug auf etwas ihm Wesensfremdes. Der beliebteste Träger dieser leeren Namenberühmtheit ist bei uns wohl Pestalozzi. Nicht leicht begegnet man einem solchen Abstand zwischen Person und Idol wie bei ihm. Der echte Pestalozzi ist jener, um dessentwillen an seinem hundertsten Todestag im Jahre 1927 Abordnungen aus der ganzen Welt auf den Neuhof bei Birr kamen, wo man Japaner sehen konnte, die weinend die von seinem Fuß berührte Erde küßten. Der falsche, zur nationalen Maske erstarrte Pestalozzi dagegen ist der Kopf auf einer unserer Banknoten, den man wegen seiner vielen Kummerfalten, die ihn gut vor Nachahmung schützen, durch diese Auszeichnung gewürdigt hat.

Das falsche Denkmal

Auch Gotthelf ist im Grunde immer noch ein Außenseiter. Hundert Jahre haben bei ihm nicht genügt, seine Zusammenstöße mit der staatlichen Autorität vergessen zu lassen und ihn zum tauglichen Objekt der Kulturpropaganda zu machen. Wohl aus diesem Grunde trat das eidgenössische Bern bei der Zentenarfeier nicht in Erscheinung. Erstaunte Stimmen wollten wissen, warum sich die Generaldirektion der PTT, die sonst mit Sondermarken so freigebig sei, nicht zu einer Gotthelf-Marke habe entschließen können, und erhielten zur Antwort, man habe diese der «Pro Juventute» überlassen. Offenbar gibt es in Bern Männer, für die Gotthelf nicht der gemütliche Popanz ist, den das Radio aus ihm gemacht hat. Sie wissen, was er über «Bern» und den modernen Staat überhaupt gedacht und gesagt hat, und können es ihm nicht verzeihen. Er war einer der mächtigsten Gegner der Schweiz, in der wir Heutigen leben; als solcher ist er noch immer ebenso gehaßt wie geliebt.

Er eignet sich tatsächlich schlecht für staatlich inspirierte Festlichkeiten. Mit Jubelfeiern wird man ihm überhaupt nicht gerecht, nur mit

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Familiennamen

Viele unserer Familiennamen haben ihren Ursprung in auffallenden körperlichen Besonderheiten, denn diese eigneten sich vortrefflich dazu, eine bestimmte Person von andern zu unterscheiden. — Heute noch nennen wir einen kleinen Knaben einen «Chnopf» oder einen «Stumpe». Klein von Gestalt waren ursprünglich der *Knopfli* und der *Stumpf* oder *Stumpf*. Aus einer ähnlichen Bezeichnung ist *Binggeli* hervorgegangen; einen kleinen, verwachsenen Menschen bezeichnet man spöttisch als «Bingg». Den Wohlbeleibten nannte man kurzerhand *Dick*, früher auch *Dickermann*, ein Name, der sich auch hinter *Diggelmann* verbirgt. Denjenigen, der durch einen verwachsenen Rücken auffiel, hieß man *Rugg* oder *Ruggli*. Plumpheit und Schwerfälligkeit riefen den Namen *Klotz*, *Bloch* und *Bluntschli*; alle diese Ausdrücke haben die gleiche Bedeutung. Heute noch schelten wir einen vierschrötigen Unbeholfenen einen «Chnobli»; diesem Ausdruck entspricht der Familienname *Knobel*.

Hasenfratz heißt wörtlich Gesicht (Fratze), das durch eine Hasenscharte entsteht. Der Name tönt nicht schmeichelhaft; doch war es nicht dieser Umstand, der Zwingli's Freund, *Peter Hasenfratz*, dazu führte, sich den griechischen Namen *Dasypodius* (Hasenfuß) beizulegen. Die Humanisten des 16. Jahrhunderts hatten das Bedürfnis, ihre geistige Zugehörigkeit zur gelehrten Welt und zur Kultur der Antike auch äußerlich durch Präzisierung oder Latinisierung ihres gutbürgerlichen Namens zu bezeugen.

Johannes Honegger

Handlungen in seinem Sinn. Die Wiedereröffnung seines geliebten Verdingbubenheims in Trachselwald wäre ein solches Werk gewesen. Wer durchaus etwas Architektonisches haben wollte, hätte eine Geldsammlung zur Beseitigung des schrecklichen neugotischen Kirchturms von Lützelflüh und die Wiederherstellung des einstigen Schindeltürmchen aus Gotthelfs Zeit veranstalten können. Statt dessen verfügte der Kanton die Renovation des Pfarrhauses.

Das Pfarrhaus von Lützelflüh war seit langem eine geweihte Stätte, zu deren ergreifender Schönheit es gehörte, daß sie nur den Verehrern des Dichters bekannt war. Diese liebten die Unberührtheit des Ortes, wo Albert Bitzius zu Jeremias Gotthelf wurde und seine Bücher schrieb. Großstaaten haben ihre weltberühmten literarischen Nationalheiligtümer, wie die Goethe-Häuser in Weimar und Frankfurt oder das Shakespeare-Haus in Stratford. Die Schweiz besaß das Pfarrhaus von Lützelflüh, das zusammen mit Kirche und Friedhof das schönste Gotthelf-Denkmal war. An seiner Gartenseite lagen noch die Sandsteinfliesen, auf denen er gegangen war, die vom Alter gedunkelten Mauern hielten noch etwas vom Duft der Zeit fest, in der er hier lebte, der Garten stand voll verwilderter Zwergobstbäume, die er eigenhändig gepflanzt hatte, und über die Pfarrscheune hinaus ragte ein gleichfalls von ihm gepflanzter riesiger Gravensteinerbaum, an dessen Früchten ich mich mehr als einmal gelabt habe. Vor kurzem ist ein neuer Pfarrer eingezogen; seine Vorgänger und ihre Hinterbliebenen könnten davon erzählen, welche Scharen von Besuchern seit langem alljährlich hieher kamen und damit die Verfasser der Radiosendungen eines Bessern belehren, die Gotthelf entdeckt zu haben glauben.

Heute ist der Zauber des Ortes zerstört. Die vier Seiten des Pfarrhauses sind nagelneu verputzt, die alten Fliesen entfernt und durch «moderne» Granitplatten ersetzt, die Gartenwildnis hat einem langweiligen Rasen weichen müssen, auch der Gravensteiner hinter der Scheune steht nicht mehr. Dafür gibt es in Lützelflüh jetzt eine «Gotthelf-Gedenkstätte». Einen Aussichtspunkt mit Mäuerchen, Bänken und Bäumchen, der sich rasch zu einem beliebten Picknickplatz entwickelt hat.

Die begreifliche Zurückhaltung des Staates hat auch in diesem Fall den Nachteil, daß die dringenden wissenschaftlichen Aufgaben nicht

in Angriff genommen werden. Denn der Stand der Gotthelf-Forschung ist nichts weniger als befriedigend. Eine solche gibt es erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, und sie arbeitet mit sehr beschränkten Mitteln. Die große kritische Gesamtausgabe ist in vielen Teilen überholt und sollte von einem neuen Mitarbeiterstab verbessert werden. Eine wissenschaftliche Gotthelf-Biographie existiert ebensowenig wie eine Bibliographie. Es fehlt das längst fällige Werk über Gotthelfs Sprache, das für die schweizerische Geistesgeschichte von grundlegender Bedeutung wäre; es fehlen die seit langem schmerzlich vermißten Gotthelf-Wörterbücher: ein kleines für den praktischen Gebrauch der Gotthelf-Leser, nicht zuletzt der ausländischen, und ein großes, das seinen einzigartigen Wortschatz wissenschaftlich erschließt (er ist bisher nur vom Schweizerischen Idiotikon vorbildlich ausgewertet worden).

Das handschriftliche Material ist sehr schlecht überliefert und sollte sorgfältiger als bisher sichergestellt werden, da unersetzliche Stücke des Nachlasses noch in neuester Zeit verschwunden oder beseitigt worden sind. Die so gut wie unbekannten Zeitungsartikel Gotthelfs sollen nun im Druck erscheinen; sie werden zeigen, daß sein Weg zur Schriftstellerei anders aussieht, als man sich ihn bisher vorstellte.

*

Aus alldem geht hervor, daß der Ruhm keine Offenbarung himmlischer Gerechtigkeit, sondern ganz und gar Menschenwerk ist. Wie alles Menschenwerk setzt er sich aus Hohem und Niedrigem, Gutem und Schlechtem zusammen. Man kann ebenso dank der menschlichen Dummheit berühmt werden wie dank dem menschlichen Bedürfnis, das Reine und Große zu verehren. In der Literaturgeschichte zählt auf die Dauer nur die Hingabe an das Reinste und Höchste. Dieser Ruhm wächst langsam wie alles Gute und kann nicht gemacht werden. Solang ein Menschenkind im stillen Kämmerlein vom Werk eines Dichters ergriffen wird, so lange lebt der längst Gestorbene weiter, und ohne das können ihn die lautesten Feste nicht am Leben erhalten. Sieht man auf dieses Kleinod der lebendigen Liebe zu einem Toten, so kann man alle Schönheitsfehler dieses Gedenkjahres getrost vergessen. Gotthelf strahlt heute ein so gewaltiges Leben aus, daß man bestimmt auch zweihundert Jahre nach seinem Tod noch zu ihm aufblicken wird.